

de der Einheit des Göttlichen hinter den Göttern bewusst. – »Im Stadtgott hatten sie alles«. (Lohfink, S. 58) Doch war damit der Polytheismus nicht ausser Kraft gesetzt. Ein Hymnus aus Ebla an den »Herrn des Himmels und der Erde« (Pettinato) bezeugt ebenso wie Gebete aus Mesopotamien (Hartmann), dass Menschen den Gott, zu dem sie gerade in Beziehung treten, verehren können, als wäre er der einzige – um bald ebenso zu einem anderen Gott zu sprechen.

2) Der Polytheismus hilft, Sinn für Menschenleben und Welt zu erkennen. – Differenzierte Strukturen wurden in der Vielzahl der Götter so erfasst, dass bewusster Umgang mit der Welt möglich war. Eindrucksvolle denkerische, theologische Leistungen im ägyptischen Polytheismus weist Hornung (S. 84 ff.) nach. Entsprechend den sich überschneidenden Strukturen der Welt erkannte man in einem Phänomen die Anwesenheit mehrerer Götter; entsprechend der Tatsache, dass in äusserlich verschiedenen Phänomenen die gleiche Struktur vorliegen kann, gab man einem Gott viele Namen. Die ungezählten Möglichkeiten theologischer Kombination, die sich so ergeben, spiegeln das differenzierte Weltverständnis einer hochstehenden Kultur.

3) Monotheismus dagegen kann aus der Denkweise einer frühen, einfachen Kultur hervorgehen. – Einen monotheistisch geprägten, frühkulturellen Mythos meint H.-P. Müller in der jahwistischen Urgeschichte nachweisen zu können: Eine mythische Erzählung wird möglich, weil an die Stelle des Götterstreits der Konflikt eines nicht souveränen Gottes mit dem Menschen tritt. Fragwürdige Deutungen einzelner Elemente beeinträchtigen diese These: M. sieht z. B. in der Vertreibung aus Eden einen Hinweis auf den kulturellen Übergang vom Oasengärtner zum Bauern im palästinensischen Bergland – waren Israels Vorfahren Oasengärtner? Nach M. bringe »der Regenfeldbau die volle Herrschaft des Mannes. (3, 16) Der aber hat auch noch einen anderen Vorteil (sic!); er braucht den Boden nur noch zu bearbeiten (3, 24), nicht mehr zu bewachen, d. h. zu verteidigen (2, 15).« (S. 108) In Gen 3, 16 ist aber die Herrschaft des Mannes nicht ein Vorteil, sondern gehört zum Fluch über die Frau; in Gen 2, 15b meint šmr wie auch sonst »hüten, bewahren, erhalten«, nicht »verteidigen«; zudem mussten auch Bauern im Bergland ihre Felder verteidigen (vgl. Ri 6).

4) Die Religion der Väter Israels stimmt mit Vorstellungen der Umwelt überein. – A. Alt hatte 1929 den ortsgebundenen El-Gottheiten des Kulturlandes den personen gebundenen und ausschliessliche Verehrung der Seinen fordernden »Gott des Vaters« gegenübergestellt. Alts Ansatz wird auf so verschiedene Weise korrigiert, dass anscheinend alle Fragen noch offenstehen. Nach Stolz sollte man den Unterschied von Polytheismus und Väterreligion nicht überschätzen; im Zuge des Weidewechsels seien die Vorfahren Israels auch an ortsfeste Heiligtümer gekommen, hätten lokale Götter verehrt. Doch nach Müller sei die Väterreligion als Religion einer »einfachen Kultur« wesentlich bestimmt durch »emotional affektive Ausrichtung auf einen Gott«. Dieser Gott aber sei nur eine »sippengebundene Individuation« Els gewesen. Argumente für diesen »altbeduinischen El« findet M. in der Stadt Ugarit – aber ist die Gottesbezeichnung »El ilib« (El, Gott des Vaters) nicht eher ein Hinweis auf das in der Stadtkultur des Alten Orients verbreitete Phänomen des persönlichen Gottes? Nur einer Gottheit fühlte man sich auf die Dauer persönlich verbunden; diese trat helfend vor anderen Göttern für ihren Verehrer ein (vgl. die Interpretation von Siegelbildern durch Hartmann, S. 69 ff.; ferner Stolz S. 150). War der »Gott des Vaters« eine solche Gottheit? – (Vgl. auch die Stellungnahme Kochs zum

»Schrecken Isaaks« in der Festschrift für Westermann 1980, besprochen in dieser Zeitschrift.) Lang schliesslich tut alle Überlegungen zur Verehrung eines Gottes durch die Väter als »exegetische Wüstenromantik« ab.

5) Die Entwicklung des Monotheismus in Israel beginnt erst mit der Königszeit. – Auch hier ist noch längst kein Konsens erreicht. Nach Lang ist die Stellung Jahwes als Staats- und Volksgott Voraussetzung für die Entstehung einer zunächst toleranten Monolatrie in Israel. Nach Otto war entscheidend für die Entwicklung des Monotheismus, dass in Jerusalem der kanaänische Glaube an den universalen Schöpfergott auf den bisher partikularen Gott Jahwe übertragen wurde. Auch nach Müller ist Polemik gegen andere Götter erst denkbar, sobald der einfache Raum der Familie verlassen wird und die Völkerwelt in den Blick kommt, d. h. im Israel der Königszeit. Stolz dagegen ist der Auffassung, dass in der Davidszeit »planmässiger Synkretismus« notwendig wurde: Je differenzierter Israel die Welt sah, um so mehr kennzeichnete Synkretismus seine religiöse Geschichte – am Ende stehe der Tempel von Elefantine, wo Jahwe u. a. auch eine Göttin zugeordnet wurde. Den Rahmen dieser Entwicklung konnten nur revolutionär-monotheistische Bewegungen sprengen. Im Krieg gegen die Götter der kanaänischen Städte habe Jahwe seine einzigartige Stellung gewonnen. Stolz verbindet mit »Monotheismus« Worte wie Ungleichgewicht, Auseinandersetzung, Diskontinuität, Radikalität. Er findet Unterstützung in Hornungs Darstellung des Monotheismus eines Echnaton (S. 84 ff.), verweist zudem auf den Radikalismus Mohammeds, die Revolution durch Zarathustra – erwähnt aber den nicht revolutionären Monotheismus griechischer Philosophen nur in einer Anmerkung (S. 183). Elija und die Propheten des 8. Jahrhunderts seien revolutionäre Neuerer.

Die widersprüchlichen Ergebnisse und Hypothesen zeigen, wie viele Fragen noch offenstehen. Das Bekenntnis zum einen Gott stand für das Judentum der Zeitenwende und das in seiner Mitte entstehende Christentum fraglos an zentraler Stelle. Untersuchungen wie die hier vorgestellten lehren, dass diese Selbstverständlichkeit weder den Blick für differenzierte historische Entwicklungen noch für mögliche Schwächen des Monotheismus trüben sollte.

Annemarie Ohler, Freiburg i. Br.

BERTOLD KLAPPERT / HELMUT STARCK (Hrsg.): Umkehr und Erneuerung. Erläuterungen zum Synodalbeschluss der Rheinischen Landessynode 1980. »Zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden«. Neukirchen/Vluyn 1980. Neukirchener Verlag. 296 Seiten.

Selten hat ein so konstitutives Organ wie die Synode der Evangelischen Kirche im Rheinland (immerhin die grösste evangelische Landeskirche in der Bundesrepublik Deutschland) eine so weitgehende Erklärung zur Erneuerung der Beziehungen zwischen Juden und Christen beschlossen. Sie hat entscheidend dazu beigetragen, dass eine lebhafte Debatte nicht bloss in den Kirchenleitungen, sondern auch auf der Ebene der Gemeinde erneut in Gang gekommen ist. Durch eine intensive theologische Diskussion in Gemeinden und Kirchenkreisen vorbereitet und durch eine überwältigende Mehrheit der Synode verabschiedet, wird mit dieser Resolution ein radikaler Neuanfang gesetzt. Die Studie der EKD »Christen und Juden« (1975)¹ soll von dem Rheinischen Synodalbeschluss weitergeführt werden. Nach Klappert (S. 25 ff.) war die Studie an drei Stellen korrekturbedürftig: Die »Einschränkungsvorstellung« dominiert anstelle des Substitutionsmodells, ist aber ungenügend; die Schuld der Chri-

¹ Vgl. FrRu XXXI/1979, S. 15 ff.

sten an Auschwitz wird »umgangen« und die »Schuld des jüdischen Volkes an der Kreuzigung« ist irritierend ungenau dargestellt.

In der Entfaltung der Gemeinsamkeiten von Juden und Christen hat die Studie »einen Überschuss« gegenüber dem Rheinischen Synodalbeschluss aufzuweisen. Die vorliegende Veröffentlichung zeichnet den Weg nach, der zum Rheinischen Beschluss 1980 führte. Dass Y. Aschkenasy dabei zuerst zu Wort kommt, ist richtig: Er spricht für jene, die Opfer einer christlichen Judenfeindschaft wurden. Sie zu hören, ist eine noch immer zu wenig geleistete Arbeit in Theologie und Praxis der Kirchen. Besonders notwendig ist es dabei, die von E. Brocke dargestellten jüdischen Deutungsversuche von Auschwitz als theologische Anfragen ernst zu nehmen.

Wer diesen Band durcharbeitet, wird die theologische Relevanz der im Rheinischen Synodalbeschluss angesprochenen Punkte (Holocaust, Messias-Frage, Israel, gemeinsame Bibel, Volk-Gottes-Begriff, Aufgaben von Juden und Christen usw.) intensiv weiterarbeiten können. Ausserdem findet eine erste Auseinandersetzung mit den Kritikern statt, deren Schwäche darin besteht, dass sie nur reagieren und damit offenlegen, dass sie ein Menschenalter nach Auschwitz noch immer nicht begriffen haben, wie tief Theologie und Kirche gegenüber dem jüdischen Volk und gegenüber den christlichen Glaubensurkunden in eine Krise der Glaubwürdigkeit geraten sind.

Martin Stöhr, Arnoldshain

JOSEPH KLAUSNER: Von Jesus zu Paulus. Übersetzt aus dem Hebräischen unter Mitwirkung des Verfassers von Friedrich Thieberger. Königstein i. Ts. 1980. Jüdischer Verlag. 575 Seiten.

Nach 30 Jahren ist eine Neuauflage (Nachdruck der Erstausgabe: Jerusalem 1950) des monumentalen Werkes¹ des 1958 in Tel Aviv verstorbenen grossen jüdischen Gelehrten erschienen; Klausner hatte das Werk nach leidvollen Vorarbeiten (Plünderung seines Hauses und Verlust eines Teils seiner Manuskripte) 1939 vollendet, die Übersetzung lag schon 1945 vor, konnte aber erst 1950 erscheinen. »Das Schicksal des Buches brachte es mit sich, dass es zum grössten Teil in der Zeit der Wirren, Morde und Brandschatzungen in Palästina und in der Zeit der Verfolgungen, Morde und Judenhetzen in Deutschland abgefasst wurde« (15). Klausner stellte damals die Frage: »Hätten die Juden vor neunzehnhundert Jahren auf die Stimme des Paulus gehört . . .«, – und er suchte zu rechtfertigen, »wie richtig es war, dass das jüdische Volk bei seinem Glauben und seinem Volkstum damals, in den Zeiten des Paulus, geblieben ist«, und zwar »mit rein wissenschaftlichen Methoden« (16). Diese Rechtfertigung, bewegt von der Not der zionistischen Bewegung in Palästina und der verfolgten Juden in Europa, lohnt auch nach vierzig Jahren, in denen die neutestamentliche und jüdische Forschung viele Wege zur Verständigung über vielen Problemen gebahnt hat, die Auseinandersetzung im weiterführenden Gespräch zwischen Juden und Christen, für das Klausner ein massgebender Anreger bleibt.

Rudolf Pesch, Freiburg i. Br.

¹ Vgl. dazu: Karl Thieme: »Paulinismus und Judentum«, stellt Klausners Werk hier anderen Paulusbiographien gegenüber, in: FrRu V, Nr. 17/18 (August 1952), S. 20 ff.

KLAUS KOCH, unter Mitarbeit von Till Niewisch und Jürgen Turbach: Das Buch Daniel. Erträge der Forschung, Bd. 144. Darmstadt 1980. Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 271 Seiten.

K. Koch und seine Mitarbeiter haben »Erträge der Forschung« über das Buch Daniel sorgfältig gesichtet, übersichtlich und verständlich dargeboten, haben eindeutige

Stellungnahmen nicht gescheut und auf offene Fragen hingewiesen. Gerade beim Buch Daniel war das keine leichte Aufgabe: Jahrhundertlang bot dieses biblische Buch den Rahmen, in dem man in Europa den Ablauf der Weltgeschichte zu verstehen suchte; orthodoxe Theologen und radikale Sektierer beriefen sich darauf. In der Neuzeit aber gestehen Theologen ihm höchstens am äussersten Rand der biblischen Botschaft einen Platz zu. Den modernen Leser schreckt ab, dass dieses Buch den Rahmen des menschlich Verständlichen immer wieder sprengt, Ablauf und Ziel der Weltgeschichte sicher zu kennen vorgibt, in seiner Bilderwelt fremdartige Einflüsse aus der internationalen Welt des Hellenismus mischt, die ein einzelner nicht mehr insgesamt zu beurteilen wagt – hebräische, aramäische, griechische, iranische, aber auch babylonische und kanaanäische Parallelen werden genannt. Es ist kein Wunder, dass die Forschung über die Bearbeitung von Einzelproblemen nicht hinausgekommen ist. Um so verdienstvoller ist die vorliegende Arbeit über ein Buch, das wichtige Einsichten in das religiöse und geistige Leben einer sonst recht dunklen Zeit des frühen Judentums gewährt und hohen Stellenwert hat für die Frage nach der Entstehung des Christentums. Einsatzpunkt des Forschungsberichts ist das Aufkommen der »Makkabäerthese« gegen Ende des letzten Jahrhunderts: Das Danielbuch wurde danach in der Zeit der Religionsverfolgung durch Antiochus IV. verfasst und einem 300 Jahre älteren Verfasser zugeschrieben. Die dargestellten Ergebnisse und Probleme können hier nur in Auswahl skizziert werden. (Für die Nutzung des grossen, hier erschlossenen Materials sind ausführliche Literaturlisten und Register hilfreich; das Sachregister ist allerdings zu knapp, man vermisst z. B. »vier Reiche – Lehre«, »Michael«, »Heilige«.)

- 1) Die Geschichte der textkritischen Forschung bestärkt das Vertrauen in den masoretischen Daniel-Text.
- 2) Je nach der Kanon-Form steht das Buch bei »Schriften« oder »Propheten« und ist unterschiedlich lang: Das Buch ist noch im Werden begriffen, seine Wertung noch unsicher.
- 3) Die Sprachstufe der aramäischen Teile erweist sich als weit älter als die Makkabäerzeit; das Hebräisch des Buches ist jünger: Ein älteres aramäisches Buch könnte in der Makkabäerzeit hebräisch ergänzt worden sein.
- 4) Diese »Aufstockungshypothese«, die mit einer längeren Entstehungszeit und literarischen Brüchen rechnet, wird in einem Schema übersichtlich dargestellt. (S. 65)
- 5) In Tabellen (S. 100–118) sind überlieferungs- und gattungskritische Hypothesen zusammengefasst, eine immense und nützliche Arbeit, die zeigt, wie weit die Forschung noch von einem Konsens entfernt ist.
- 6) Das Danielbuch stellt die Frage, ob es den Zusammenstoss griechischen und biblischen Denkens dokumentiert oder Stellung nimmt zu einer vom Orient kommenden Woge religiöser Astrologie.
- 7) Die eigentliche Leistung des Danielbuches ist ein erster Entwurf einer Theologie der Weltgeschichte; diese Geschichte hat ein Gefälle wachsender Bosheit bis zur Katastrophe, durch die Gott ein ewiges, menschenwürdiges Reich schafft. Dieser Entwurf stammt nicht von einem Parteigänger der Makkabäer, eher aus dem Hintergrund, von dem her auch die essenische Bewegung zu verstehen ist. Auch in eine internationale antihellenistische Opposition des Vorderen Orients könnte man das Danielbuch einordnen.
- 8) Abschliessend werden Aspekte der Wirkungsgeschichte dargestellt: die Vier-Monarchien-Lehre, Verhältnis von Gottesreich und Menschenreich, Angelologie, die Gestalt des Menschensohnes, die »Heiligen des Höchsten«, Auf-